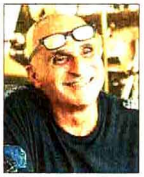
KULTUR-KOLUMNE

Erholung in der Sommerfrische



Von José F. A. Oliver

Zu den geflügelten „W:orten" unserer Tage im leider viel zu dürren Heumonat August, wie bereits vielerorts im Juni oder Juli, gehört sicherlich das Wort „Sommerfrische". Auf den ersten Blick mutet der Ausdruck altertümelnd, schier untergegangen an. So selten noch benutzt im heutigen Sprachgebrauch wie die Wörtchen „Sommergang" und „Landpartie". Diese zwei „Sehnsuchtsw:orte" – so lehren mich verschiedene Lexika – hängen wohl mit einem erwartungsfrohen Idealbild zusammen. Der Vorstellung, sich bei einem längeren Ausflug ins Grüne schlicht und einfach „ganzheitlich" zu regenerieren.

Gemeint war, vor allem im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts, die ritualisierte Flucht aus den stickigen und lärmgebeutelten „Metropolen". Hinaus aufs Land. Müßiggang war angesagt. Bergluftkur und ausgiebiges Baden, Schwimmen, Rudern. Eine mehr oder minder pomadige „dolce vita" in der Natur. Eine ergötzliche Verschnaufpause. Ein Dahinschlendern über saftige Wiesen, schmale Ackerpfade, an bestellten Feldern entlang. Meist mit frohem, heiterem Sinn. Um schließlich in den behaglichen Schattenspender Wald einzutauchen. Die erträumte Seelenrast, die der unnachgiebigen Betriebsamkeit der Stadt für ein paar Wochen den strapazierten Rücken zuwendet. Wer dächte dabei nicht an Theodor Fontane und die letzten Endes dann doch glücklose „Effi Briest"; an Arthur Schnitzler und die Sommerfrische im Salzkammergut oder an Thomas Mann und die lebenshungrigen, begehrlichen Reisen nach Travemünde, nach Sylt; an seinen Schreibort Nida (seinerzeit Nidden) auf der Kurischen Nehrung und an seine „Krisenklausur" am Tegernsee. Viele seiner Romane sind beredte Zeugen einiger „Sommerfrischen". Dem kaufmännisch kalkulierten Verhaltensregelwerk und der Starrheit des Lübecker Geschäftslebens entgegengeschrieben. Eine Zeit, die sich in der Landlustfülle aufs Befreiende ins Wahre zu schöpfen suchte.

Leib- und Seelenspeise

„Es war einmal ..." – so könnte ein mögliches Fazit heute lauten. Doch bei allem, was früher einmal war und das darüber befindende Urteil (im Nachhinein) ist, das sei betont, stets Vorsicht geboten. Verschweigen und Verklären können gefährliche Geschwister werden. „Sommerfrische"? Auf den zweiten Blick, beim zweiten Hinhören und in Anlehnung an das Motto „Der Ton macht die Musik und das Wort den Klang", schwingt im Resonanzraum des Wortes indes auch heute noch eine Art Neubelebung des Körpers und des Geistes mit. Wenn nicht gar ein leuchtender Gefühlston innerer wie äußerer Gesundung. „Sommerfrische" ist auch in unseren Tagen – zumindest klingt es mit – die willkommene Leib- und Seelenspeise in eine „W:anderzeit", in der sich den großstädtisch Geplagten ein vollständiges Labsal entfalten soll. Ohne die Last der rauen Alltäglichkeiten, die zurückgelassen werden (dürfen). Ohne die verordneten oder selbst auferlegten Routinen und deren Aufgaben; oft wundgescheuerten Pflichten. Keine Getriebenen mehr sein und keine Opfer zwischen Hektik und Stress: „Sommerfrische"!

In diesen unaufdringlichen Ausflugswochen möge sich das überreizte Dasein, so die Hoffnung, ins Gegenteil kehren. Ob in der Fremde oder in (eher) heimischen Gefilden. Pure Entschleunigung und die erquickende Einkehr in die notwendige Ruhe, derer wir letzten Endes nach wie vor alle bedürfen. Zuvorderst die Einkehr zu sich selber! Vielleicht hie und da mit einer wohltuenden „Brise" namens „Unverhoo". Es kann durchaus auch ein Gran knitz-vergnügter, spannender, jedoch nicht überspannter Abenteuer sein. Eine Zeit, in der sich kühnerer Mut und luftigerer Freiheitsdrang mit wiedergewonnener Energie und Kraft, aufs Schönste in sich vereinen. Ja, das darf liebend gerne sein: Ein nervenkitzliges, wenn auch überschaubares Abenteuer. Ob wir es nur unbewusst in uns spüren oder ob wir es uns bewusst vor Augen führen. Es wohnt doch stets ein kleiner Huckelberry Finn in uns, ein in surrealen Tiefen lebender Kapitän Nemo, ein schatzsuchend findiger Jim Hawkins oder eine „große, kleine" Ronja Räubertochter, eine aufmüpfige Elizabeth Bennet – jene Romanfigur Jane Austens, die sämtliche gesellschaftliche Regeln bricht – oder gar eine „detektivisch" kluge und listige Irene Adler.

Ferienodysseen und das „Unverhooe" sind nach wie vor insgeheime Stoßgebete menschlicher Wünsche. „Urlaub" heißt es dann. Ein Schönbegriff, der bekanntlich seine Wurzeln im Wörtchen „Erlaubnis" gründet, aber in einer weiteren ursprünglichen Bedeutung auch etwas von „Abschied" in sich weiß. (Von der „Beurlaubung", die in der Beamtensprache oder im militärischen Wortschatz einen anderen Sinn verkörpert, soll hier nicht die Rede sein. Wenngleich es in diesen Bereichen aktueller kaum sein könnte, davon zu sprechen – im gesellschaftlichen Miteinander; heute eher Gegen- und „Zuleideinander". Vom „Fronturlaub" ganz zu schweigen, angesichts all der Kriege der letzten Jahre.)

Urlaub vom Schatz

Wie lauten doch gleich ein paar Verse Heinrich Heines aus seinem Gedicht „Der Tannhäuser"? So verzweifelt reuig wie verrückt-büßlerisch: „frau venus, meine schöne frau, / leb wohl mein holdes leben! / ich will nicht länger bleiben bei dir, / du sollst mir urlaub geben". Und in einem alten schlesischen Volkslied, das in einer Sammlung von Franz Ludwig Mittler veröffentlicht wurde, vernehmen wir, ebenfalls im 19. Jahrhundert, die Zeilen: „was führ ich denn für ein trauriges leben / dass mir mein schatz hat urlaub gegeben".

Urlaub damals und Urlaub heute! Es wäre eine reizvoll-faszinierende Untersuchung wert. Sprache ist Veränderung; Wörter mutieren. „Urlaub" ist ein gutes Beispiel für den Spannungsbogen zwischen einem oft vermuteten Gestern und unserem Heute. In unseren Tagen bisweilen monatelang und minutiös geplant, selbstverständlich nicht ohne die gehörige Portion „Sicherheit" im Gepäck, von denen auch Versicherungen leben – und wir, die wir sie abschließen; bis ins letzte Detail eingebucht, weil der Durstlöscher „Ferien" so erfrischend klingt!

Ab in die „Sommerfrische". In der Literatur scheint dieses Wort heute kein wirklich relevanter Begriff mehr zu sein, wie er dies, wie gesagt, im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts gewesen sein muss. Nichtsdestotrotz! Das Wort ist nach wie vor einfach nur schön. Wenn auch kaum mehr in seiner Ursprünglichkeit vorstellbar in Zeiten völlig absurder Kriege und angesichts turbulenter Wettergezeiten, die uns von einer Hitzewelle in die nächste galoppieren lassen. Die Erde brennt. Und mit ihr die Welt. Oder umgekehrt? Die Welt brennt und mit ihr die Erde?

Einige interessiert das nicht. Es wird weitergezündelt und immer wieder von neuem gezündelt. Es brennt. Ein gefräßiges Feuer aus Machtgier und Menschengemetzel. Aus Flammen werfenden Intrigen und verkohlten Wahrheiten überall, die selbst auch noch billig umgelogen werden. Die Würde des Menschen? Ein Konjunktiv!

Mein Urlaub? Ach! Eine „Sommerfrische" ganz eigner Art ersehne ich mir! (und Ihnen). Ich wünsche mir in diesen Tagen, die von Anschlägen wider jegliche Humanität durchlöchert werden, in denen irrsinnige Kriege aufs Ruchloseste weitergetrieben werden und die den letzten „gesunden Menschenverstand" zu rauben drohen, eine neue „Sommerfrische" der Gedanken und Gefühle, die Geist und Körper mit hoffnungsvoller Ruhe beseelen. Das wäre ein toller Urlaub!

Bis bald!